



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Da zog der Kollege ein kleines Beutelchen mit etwas Geld aus der Brusttasche, und indem er unser Schweigen unterbrach, fragte er mich: Könnte ich das nicht der Freiheitsstatue da drüben an ihren ausgestreckten Arm hängen?

Das würde schwer sein, erwiderte ich. Der Arm ist so groß und so hoch, daß das Publikum auf Wendeltreppen darin auf und ab geht. So klein das Stämmchen auch ist, ich würde raten, unter amtlicher Niederlegung einer Stiftungsurkunde für die Republik Mexiko einen Fonds daraus zu bilden für die durch die Nickelrevolution Geschädigten.

Ob man das jetzt wohl erlaubte? fragte er.

Gewiß, Gonzales ist längst nicht mehr am Ruder, und sein Gegner Porfirio Diaz würde sich freuen, damit einen der schlechten Streiche der vorangegangenen Regierung festzunageln.

Gut, so sei das der Kern zu einem Invalidenfonds in Mexico. Was man sich doch alles für drei Mark dreißig Pfennige leisten kann! Der „Nickelfonds“ soll er heißen.

Sie waren ja nicht auf die Bezahlung angewiesen, erwiderte ich, aber die vielen des Geldes oft recht bedürftigen Kandidaten der Medizin, die mit Drangsetzung ihres Lebens jener Aufforderung gefolgt waren, wie werden die sich zurückgestoßen gefühlt haben durch diese Behandlung des ärztlichen Standes?

Einige davon beschloßen, sofort umzusatteln und ein andres Fach zu ergreifen, sagte er, andre und nicht wenige schüttelten den Staub von ihren Pantoffeln, wie man jetzt in Deutschland sagt, und suchten die neue Welt auf.

Das ist auch ein Gewinn, erwiderte ich, sie haben die alte Welt verloren und finden dafür eine neue — alles durch die drei Mark dreißig!



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die Mecklenburger in Friedrichsrub. Zwischen der Hauptwahl und der Stichwahl — denn so kann man unter den heutigen Verhältnissen bei der übergroßen Zahl von Stichwahlen schon sagen — waren wohl über dreitausend Mecklenburger in Friedrichsrub zusammengekommen, um dem Fürsten Bismarck eine Huldigung darzubringen. Am 15. Juni war, wie es in den Zeitungen immer heißt, die „Wahl Schlacht“ gewesen, an der sich auch die Mecklenburger als konservative, freisinnige, sozialdemokratische und andre Hilfsgruppen beteiligt hatten, und am folgenden Sonntag, am 18. Juni, hatten sich aus allen Teilen des Landes, aus Dorf und Stadt, Anhänger verschiedner Parteien und Angehörige aller Stände einmütig vor dem einfachen Herrenhause im Sachsenwalde zusammengefunden, um allen kleinen Partei- und Interessenhader dort zu vergessen.

Die Einheit! Es ist den Deutschen wahrlich nicht leicht geworden, die Einheit, die sie so schmerzlich entbehrten, zu errichten, und doch will es manchmal scheinen, als ob die schwer errichtete wieder wanken wollte. Aber es scheint mir so. Das Bedürfnis, mit den andern in einem großen Verbande zusammenzustehen, ist in jedem Gliede des Ganzen viel zu lebendig, als daß der festgefügte Bau wieder zerbröckeln könnte. Die deutschen Stämme, die Sachsen, die Süddeutschen, die Thüringer, die Schleswig-Holsteiner und die Oldenburger haben, indem sie nach einander den Mitbegründer der deutschen Einheit begrüßten, den Wert anerkannt, den der Reichsgedanke für sie alle hat. Und darin liegt auch die Bedeutung der Fahrt der Mecklenburger nach Friedrichsruh; man hat die Mecklenburger manchmal als besonders „partikularistisch“ verschrien, weil sie ihre Stammeseigentümlichkeiten nicht so bereitwillig aufgeben wollen, wie es die zentralistischen Gleichheitspropheten, die die Welt mit großstädtischen Augen anzusehen gewohnt sind, gern möchten; man hat aber entschieden Unrecht, wenn man meint, daß diese Art von Partikularismus, die auf der natürlichen Liebe zum engern Vaterlande beruht, der Reichseinheit gefährlich wäre. Man hat vor und während der Reichstagswahlbewegung viel zu viel Wesens davon gemacht, daß sich auch in Mecklenburg „der Partikularismus bedrohlich entsalte“; was will die Handvoll Stimmen, die die mit den Ereignissen des Jahres 1866 unzufriedne „deutsch-mecklenburgische Rechtspartei“ am 15. Juni beim Wahllärm aufgebracht hat, im Vergleich zu den tausenden von Personen sagen, die am 18. Juni als reichstreue Vertreter des ganzen Landes zum Fürsten Bismarck gepilgert sind?

Es gibt eine berechtigte und eine unberechtigte Art von Partikularismus. Die eine verträgt sich vortrefflich mit der Reichseinheit, so lange die Einheitlichkeit nicht überspannt wird, die andre, die sich zur Anerkennung des geschichtlich Gewordenen und Unabänderlichen nicht bequemen mag, kann das Reich nicht leiden, weil es ihr nicht „herrlich“ genug ist, aber sie ist keine Macht mehr, die Trennung und Vereinzelung hervorrufen könnte. Sie würde höchstens wieder eine Macht werden, wenn man die Einseitigkeit übertriebe. In der Rede, die Fürst Bismarck vor den Mecklenburgern gehalten hat, sind die Stellen, die von dem Verhältnis des berechtigten Partikularismus oder „Lokalpatriotismus,“ des „Heimatgefühls,“ zum Gesamtgefühl, zum „Vaterlandsgefühl“ handeln, besonders beachtenswert. „Die unitarischen Bestrebungen — sagte der Fürst —, die manche meiner Landsleute gepflegt haben, mögen sich für Theoretiker und andre Nationen eignen, für den germanischen Charakter halte ich sie nicht für richtig.“ „Die Mecklenburger — meinte er — sollen Mecklenburger bleiben; aber das Land soll in einer solchen Beziehung zum Reiche stehen, daß es freiwillig und gern mitwirkt an der großen deutschen Nation.“ Der deutsche geographische Partikularismus sei so weit überwunden, wie es überhaupt nötig sei.

Das Bestehen der Einzelstaaten, die Erhaltung ihrer erworbenen Besonderheiten bedeutet also keine Zersplitterung mehr. Die Zersplitterung droht heute von einer ganz andern Seite. Der schlimmste Partikularismus ist der „Fraktionspartikularismus,“ den sich der Deutsche anschafft, sobald ihm die engern geographischen Verbände verloren gehen. Jede Partei ist bei uns zur Fraktionspolitik geneigt. In seiner kurzen, schlagenden Weise bezeichnete der Fürst die „Krankheit,“ die wir zu bekämpfen haben: „Die Eifersucht der Fraktionen, das ist der Krebschaden, der unserm Vaterlande anhängt.“ Die Volksvertretung und die staatliche Leitung oder „Ministerium und Parlament“ müssen gemeinsam die Gesamtheit der Intelligenz und des Vertrauens aufbringen, die das Volk verlangen kann, und wenn sich dabei ein „Minus“ auf der einen Seite herausstellt, so muß dies auf der andern gedeckt werden. Keine Zersplitterung der Kräfte!

Die Worte des Fürsten haben eine Bedeutung, die über die Adresse, an die sie zunächst gerichtet waren, weit hinausgeht. Die Mahnungen, die sie enthalten, werden um so wirksamer sein, als sie in eine Zeit der Wahlbewegung gefallen sind, deren Ergebnisse sich in ihrer ganzen Bedeutung noch nicht übersehen lassen. Was wir, nachdem die Wahlen beendet sind, vor allem brauchen, ist eine einheitliche und geschlossene Tätigkeit aller an der Regierung beteiligten Gewalten, die den „Fraktionspartikularismus“ überwindet, und an der das Volk die Festigkeit der Überzeugung und eines kräftigen Willens merkt.

Wissenschaftliche und Volksbibliotheken. Die Zeitschrift „Volkswohl“ (herausgegeben von Dr. Viktor Böhmert in Dresden) bringt in ihrer Nummer vom 22. Juni als Leitartikel eine „Abhandlung“ über die gelehrten Bibliotheken Deutschlands auf Grund des kürzlich von Dr. P. Schwende herausgegebenen „Adressbuchs der deutschen Bibliotheken.“ Der Verfasser ergeht sich in bitteren Vorwürfen gegen unsere gelehrten Bibliotheken, vor allem gegen die Stadt-, Kirchen- und Schulbibliotheken. „Deutschland — sagt er — ist das bibliothekenreichste Land, und auch an sehr großen, höchst wertvollen Bibliotheken sind wir reich, aber die Sachkenner wissen, daß wir demnächst hinter Amerika und andern Ländern zurückbleiben [werden?] und bezw. [»und bezw.« ist schön gesagt!] in einigen Dingen längst zurückgeblieben sind. Es fehlt den allermeisten öffentlichen Büchereien bei uns das rechte Leben, das Leben mit der Gegenwart, das Leben mit dem Volke. Sie sind eine Art Museen geworden, in denen alte Scharteken sorgfältig gesammelt und aufbewahrt werden, in denen Gelehrte haufen und sich in die Kultur vergangener Jahrhunderte vertiefen; der Kultur der Gegenwart dienen sie in sehr geringem Maße. Sie sind dem Gesetze der Verknöcherung verfallen, dem leider jedes gemeinnützige Unternehmen unterworfen ist, wenn ihm nicht immer wieder in Form von neuen Anregungen, neuen Kritiken, neuer Mitarbeit frisches Blut zugeführt wird.“ Von den Stadtbibliotheken insbesondere klagt der Verfasser: „Sie wurden in einigen deutschen Städten schon im sechzehnten Jahrhundert eröffnet und waren grundsätzlich jedermann zugänglich, aber allmählich gewannen die Stubengelehrten einerseits, die Bürokraten [sic!] andererseits die Oberhand und sorgten absichtlich oder unabsichtlich dafür, daß das Volk weglieb und die Bücher recht geschont werden“ [werden?]. Der Verfasser fordert dann dringend „eine Erneuerung des Bibliothekwesens. Einer Umwandlung und Neubelebung bedürfen vor allem die Stadtbibliotheken; sie haben nicht der Förderung der Gelehrsamkeit zu dienen, sondern der Förderung der Volksbildung, der Versorgung aller Gemeindemitglieder mit gutem Lesestoff. Die Gemeinden dürfen sich nicht damit begnügen, Volksschulen, Realschulen, Gymnasien und Fachschulen zu unterhalten; wenn sie die Kunst des Lesens, den Durst nach Lektüre und Wissen wecken und verbreiten [die Kunst wecken?], müssen sie, zumal da sie es auch am besten und leichtesten können, allen, die nach Belehrung und edler Unterhaltung durch Bücher verlangen, diese Bücher bequem darbieten.“ Unsere Stadtbibliotheken also sollen so schnell als möglich in Volksbibliotheken verwandelt werden.

Auf das Leipziger Tageblatt haben diese Ausführungen einen so überwältigenden Eindruck gemacht, daß es in seiner Sonntagsnummer vom 25. Juni die ganze „Abhandlung“ brühwarm nachgedruckt hat, sogar ebenfalls als Leitartikel (!) und — natürlich ohne Angabe der Quelle. Nur den Satz über die „alten Scharteken“ hat es gestrichen, der scheint ihm doch Bedenken gemacht zu haben, den dummen Druckfehler aber „jeder gemeinnützige Unternehmer“ (statt: „jedes gemeinnützige Unternehmen“) hat es ahnungslos mit abgedruckt.

Hier hat nun wieder einmal jemand über eine Sache geschrieben, von der er nicht das geringste versteht. Was der Verfasser über die Geschichte unsrer Stadtbibliotheken sagt, hat er sich einfach aus den Fingern gezogen. Wer nur die leiseste Ahnung von der Geschichte der Litteratur und der Wissenschaften in Deutschland hat, der weiß, daß Volkslitteratur und öffentliche Bibliotheken zwei Begriffe sind, die sich im sechzehnten und noch im siebzehnten Jahrhundert vollständig ausschließen. Alle öffentlichen Bibliotheken waren selbstverständlich gelehrte Bibliotheken und hatten anfangs einen ganz beschränkten Benutzerkreis, der sich erst im Laufe der Zeit allmählich erweiterte. Die Geschichte der Leipziger Stadtbibliothek kenne ich genau, genauer, als sie in Schwendes „Adreßbuch“ zu lesen ist. Sie mag zum Beweise dienen. Die Anfänge der Leipziger Stadtbibliothek liegen im fünfzehnten Jahrhundert. Sie ist weder von der Stadt, noch für die „Gemeinde“ errichtet, sondern von Gelehrten für Gelehrte gestiftet worden. Den ersten Grund dazu legte eine Stiftung des Ordinarius der Leipziger Juristenfakultät, Dietrich von Buckensdorf. Dieser vermachte 1463 seine gesamte Bibliothek — lauter juristische Handschriften — nebst einem Legat, das jährlich vierzig Gulden Zinsen trug, dem Räte der Stadt als Stiftung für einen Studenten, zunächst aus seiner Verwandtschaft. Über die Benutzung der Bücher bestimmte er, daß der Empfänger des Legates „die Bücher bessern von Jahre zu Jahre und nicht ärgern“ [d. h. ärger machen, mißhandeln] sollte — eine nicht ganz leicht zu erfüllende Bestimmung. Im Jahre 1515 vermachte Dr. Peter Freitag, ebenfalls ein Jurist — er war eine Zeit lang Leipziger Stadtschreiber gewesen — für die Vergünstigung, daß ihm der Rat in einem der Stadt gehörigen neu erbauten Hause auf Lebenszeit freie Wohnung gewährte, seine ganze Bibliothek dem Räte, mit der Bestimmung, daß der Rat „eine bequeme, geraume Liberarei“ auf dem Rathause bauen lassen sollte, nach seinem Tode die Bücher dort verwahren „und mit eisern Ketten an eisern Stangen, wie in der Klösterer Liberarei, anschnieden lassen, daß niemandes Macht haben könne oder möge, einig Buch wegzunehmen, mit ihm heimzutragen und nicht widder zu brengen.“ Im Jahre 1677 endlich starb in Leipzig der Oberhofgerichtsadvokat Ulrich Groß, der ebenfalls seine ganze Bibliothek, die nicht bloß juristische Bücher enthielt, sondern in allen Zweigen der Wissenschaft reich ausgestattet war, dem Räte der Stadt vermacht hatte, dazu sein gesamtes Vermögen, mit der Bestimmung, daß dieses der „studirenden Stadtjugend allhier innerhalb der Ringmauer zu Nutzen angelegt und verwendet,“ und daß für die Bibliothek „ein Bibliothekarius umb ein leidliches Salarium verordnet“ werden sollte, der „der studirenden Stadtjugend auf Begehren die Bücher vorlegen, jedoch nicht nach Hause folgen lassen“ sollte. Infolge dessen mußte der Rat auf Beschaffung besondrer Bibliotheksräume außerhalb des Rathauses bedacht sein. So wurde die Bibliothek 1683 in einem Flügel des Gewandhauses untergebracht und dort 1711 der Bürgerschaft geöffnet. Bibliothekar war stets ein Ratsherr, dem als „Observator“ gewöhnlich ein Lehrer der Nikolaischule beigegeben wurde. Geöffnet war die Bibliothek wöchentlich zweimal zwei Stunden lang. Die Bücher durften nur in der Bibliothek selbst benutzt werden. Wer ausnahmsweise ein Buch mit nach Hause nehmen wollte, mußte dazu dem Observator die schriftliche Genehmigung des Bibliothekars, also des Ratsherrn, vorlegen. Diese Zustände haben bestanden bis 1835. Erst da wurde die Verwaltung der Bibliothek dem bisherigen Observator übertragen, der nun zum Bibliothekar erhoben wurde, die frühere Beschränkung beim Ausleihen fiel hinweg, und zu den zwei Öffnungstagen in der Woche kam ein dritter. Seit 1881 ist die Bibliothek täglich zwei Stunden geöffnet. Die Anschaffung neuer Bücher lag bis 1835 in den Händen des Ratsherrn, der der Bibliothek vorstand. Eine bestimmte Summe

war nicht ausgefetzt. Doch wurden durchschnittlich jedes Jahr ein paar hundert Thaler aufgewendet, auf Bücherauktionen wurden oft sehr bedeutende Ankäufe gemacht. Seit 1835 giebt die Stadt zu den Stiftungszinsen einen regelmäßigen jährlichen Zuschuß. Gegenwärtig sind jedes Jahr für neue Anschaffungen 7500 Mark verfügbar.

So also steht es um die deutschen Stadtbibliotheken, die im sechzehnten Jahrhundert „grundsätzlich jedermann zugänglich“ waren, und in denen jetzt Stubengelehrte und Bürokraten alte Scharteken bewachen.

Man kann und wird jedenfalls — sowie es die Umstände erlauben — mehr thun: man kann die Bibliothek täglich von früh bis abends öffnen, man kann Erleichterungen und Bequemlichkeiten aller Art schaffen, man kann die Summe für die Anschaffung neuer Bücher noch weiter erhöhen. Eins aber wird immer und ewig unmöglich bleiben: aus einer wissenschaftlichen Bibliothek, die länger als zweihundert Jahre in streng wissenschaftlichem Geiste verwaltet worden ist, mit einemmale eine „Volksbibliothek“ zu machen. Das zu verlangen ist genau so thöricht, wie wenn jemand verlangen wollte, man solle unsre Universitäten in Volksschulen umgestalten.

Doch wozu noch eine Zeile verschwenden gegen Behauptungen und Anschuldigungen, die auf solcher Unkenntnis beruhen! Man muß sich nur wundern, daß die Zeitschrift „Volkswohl“ diesem thörichten Gerede Aufnahme gewährt und das Leipziger Tageblatt es schleunigst nachgedruckt hat, als ob die Nutzenanwendung davon auf Leipzig ganz besondere Eile gehabt hätte.

Erwiderung. Von einem in Leipzig lebenden Franzosen ist uns auf den Aufsatz über die Faustübersetzung von Sabatier im 26. Hefte eine Erwiderung zugegangen, die wir wegen der zahlreichen Fragen, die sie streift, und wegen des vielfachen Interesses, das sie insofgedessen in Anspruch nimmt, vollständig abdrucken. — Der Einsender schreibt:

Monsieur,

Permettez à un Français qui habite l'Allemagne depuis huit mois et qui s'intéresse vivement à toutes les productions intellectuelles et artistiques de ce pays, de vous soumettre quelques réflexions que lui ont suggérées certaines pages du dernier numéro de votre revue. Je veux parler de l'article qu'un de vos collaborateurs a consacré à la traduction du Faust de Goethe en vers français par François Sabatier. L'article n'est pas signé; je crois pourtant savoir qu'il émane d'un professeur de mérite, très estimé de vos lecteurs et assez bien informé de notre littérature. D'ailleurs, signé au non, il paraît dans une revue très répandue et très appréciée, et c'en est assez pour que j'attache une sérieuse importance à la lettre et à l'esprit de cet article en un point qui touche de très près mon amour-propre national.

— De très près, dis-je; car, à vrai dire, ce n'est ni de la traduction de Sabatier, ni de la critique qu'en fait M. X que je voudrais vous entretenir. Je n'ai pu lire encore cette traduction. Je pourrais cependant insinuer qu'il est bien difficile à un littérateur d'apprécier si une traduction d'une œuvre de sa langue dans une langue étrangère est bonne ou mauvaise; je me garderais bien pour ma part de juger une traduction allemande de Daudet ou de Zola, — moins encore une traduction de Hugo ou de Musset en vers allemands! Parmi les exemples de traduction heureuse que cite M. X, je pourrais même relever des vers durs, des inexactitudes, des inversions violentes, des expressions à peine françaises. Mais là n'est point ce qui me préoccupe, et je m'attacherai uniquement aux con-

sidérations générales qui sont comme l'exorde et la conclusion de l'article. M. X consacre une page et demie, — c'est beaucoup pour un article de moins de cinq pages — à informer ses compatriotes qu'une traduction de Goethe en français est aujourd'hui un événement tout à fait exceptionnel; car il paraît que »l'on se donne en France une peine désespérée (verzweifelte Mühe) pour rabaisser à force d'injures (herunterſchimpfen) le peuple de Kant de Goethe et de Beethoven au rang d'une race barbare (barbariſche Raſſe).« Aussi se demande-t-il, si la traduction de Sabatier trouvera bon accueil même auprès des Français susceptibles encore de quelque intelligence et de quelque impressionnabilité (die einigermaßen verſtändnisvollen und empfänglichen feiner Landsleute), car il lui semble bien qu'à l'égard de l'Allemagne toute faculté de comprendre et de se laisser toucher ait disparu (untergehen) en France. Quant à la raison de cette malveillance systématique, M. X ne la trouve pas dans nos désirs de revanche, mais dans »la blessure incurable faite à la vanité des Français même les plus distingués, dans le besoin exaspéré jusqu'à la maladie de rendre grimaçants (verzerrten) tous les traits de ce qui est allemand.« Ainsi l'abîme entre la France et l'Allemagne se creuse tous les jours davantage; la situation n'est rien moins que désespérée (hoffnungslos): situation révoltante, car, tandis que les Français outragent l'Allemagne sans essayer même de la connaître, une nombreuse catégorie d'Allemands continue servilement (unterthünig) à déclarer beau, charmant, divin tout ce qui vient de l'autre côté du Rhin.

Je crois, Monsieur, n'avoir ni altéré ni même outré la pensée de votre collaborateur; et pour vous donner une preuve nouvelle de ma bonne foi, je conviens de bonne grâce que nous sommes loin de rendre toujours pleine justice aux talents incontestables de l'Allemagne contemporaine. Une certaine complaisance à nous contenter de ce qui se fait chez nous (quelque peu justifiée d'ailleurs par l'extrême fécondité et la haute valeur de nos savants, de nos artistes, de nos écrivains), surtout notre connaissance médiocre des langues étrangères nous exposent à bien des méprises, à des appréciations étroites, incomplètes au même radicalement fausses. Je conviens encore qu'il serait aisé de trouver dans la littérature française des dernières années une collection très variée de pamphlets, d'injures violentes, de descriptions mensongères. Ne faudrait-il pas, cependant, non seulement faire la part de l'irritation d'un peuple brusquement arraché à ses rêves de paix universelle par la dure réalité, mais surtout distinguer des allégations d'une presse de bas étage les appréciations des esprits modérés, des feuilles sérieuses. Apprendrai-je à M. X que quand M. de Wyzewa, — un Polonais — se fut permis de publier dans la Revue des Deux-Mondes un ou deux articles absurdes sur l'Allemagne, le tollé fut tel en France que la publication des articles suivants fut suspendue. M. X n'aurait-il lu, par hasard, ni »L'Allemagne depuis Leibniz« de M. Levi-Brühl, ni les impressions de voyage de M. Lavisſe? Oserais je même lui recommander la lecture d'un ouvrage tout récent d'un de mes amis, Luc Gersal (L'Athènes de la Sprée) où il trouvera, s'il sait bien lire, à côté de quelques traits satiriques dont les Berlinoises sont seuls à pâtir, une très cordiale sympathie pour certains côtés de l'esprit allemand. Il est vraiment étrange de s'attarder à une note de touriste de M. de Goncourt! Est-ce là un document? Si je voulais user de la même méthode, comme j'aurais beau jeu à découper dans les journaux conservateurs ou nationaux-libéraux les plus sérieux des six dernières semaines, nombre d'entre-filets calomnieux, d'inventions stupéfiantes, de citations perfides, destinés à bien convaincre les électeurs de l'attitude provocante de la France! Je ne sais qui, en France, a qualifié le peuple allemand de »race barbare«; c'est là sans contredit une grosse sottise; mais je pourrais mettre sous les yeux de M. X

certain article du Berliner Tageblatt intitulé »Die Wilde Nation« où nous sommes arrangés de jolie façon. Mais quoi! De telles polémiques ne prouvent rien; ou plutôt, elles prouvent à volonté tout ce qu'on veut, parce que les armes employées ne s'épuisent jamais. A dix, vingt ou cent citations empruntées aux journaux ou aux carnets des touristes, j'opposerais dix, vingt et cent citations puisées aux mêmes sources. De grâce! Ne commentons pas les fantaisies des journalistes avec le même sérieux que des inscriptions de l'Acropole. Un peu de scepticisme en cette affaire serait, je pense, la plus sage des philosophies.

Mais j'ai hâte d'en arriver à une discussion moins oiseuse, à des faits plus précis. Ainsi, à en croire M. X, le Français se bouche les yeux et les oreilles toutes les fois qu'il s'agit d'apprécier une œuvre allemande; son parti est pris, on ne peut l'arracher à la béate contemplation de lui-même pour attirer son attention sur un livre imprimé à Berlin ou Leipzig. Du coup, je me récrie et m'indigne. Qui donc, dans les cercles scientifiques français, ignore les travaux de MM. Helmholtz, Koch ou Haeckel? Qui donc a méconnu chez nous l'admirable mouvement philologique, issu de l'Allemagne, qui a renouvelé notre connaissance de l'antiquité? Et ce n'est pas là un hommage purement platonique: j'ai, comme tant d'autres chez nous, lu Homère dans Faesi, Aristote dans Bonitz, Lucrèce dans Lachmann, Horace dans Orelli. Otf. Müller et Ribbeck, Curtius et Droysen ont été traduits; Mommsen l'a été deux fois, et je vous prie de croire que je n'ai pas appris à connaître les noms de Schliemann, Sybel et Treitschke dans les musées ou dans les bibliothèques de l'Allemagne. Nous passons pour ne pas savoir la géographie: nous avons pourtant si bien profité des méthodes de Kiepert et de Justus Perthes qu'une maison allemande négocia l'an dernier avec un institut cartographique français la confection d'une carte — de l'Allemagne!

A vrai dire, je ne suis ni historien, ni philologue, ni géographe, et ma bibliographie sur ces matières serait vite à court. Mais je m'occupe de philosophie, et, depuis huit mois que j'étudie l'état des études philosophiques dans votre pays, je constate avec une profonde surprise que nous sommes restés plus fidèles à la philosophie allemande que les allemands mêmes. Ce n'est pas seulement Kant qui est traduit, commenté, défendu au réfuté dans une foule de livres ou d'articles de revue, c'est Hegel, c'est Fichte, c'est Schelling, qu'on lit encore chez nous, et qui, tous trois, sont tombés en Allemagne dans un oubli où se mêle parfois le dédain ou l'ironie. Nous n'avions point encore de traduction complète de Schelling; mais un jeune professeur s'est attaché à cette œuvre considérable et le gouvernement français a pris à sa charge les frais de l'édition qu'aucun éditeur ne voulait entreprendre. Parmi les modernes, Schopenhauer et Lotze, puis MM. de Hartmann, Zeller, Wundt, Nietzsche, Vaihinger, Paulsen, Benno Erdmann, Kuno Fischer sont traduits, analysés, discutés, et il n'est pas d'année où un jeune professeur de philosophie ne vienne en Allemagne aux frais de l'Etat, — comme j'y suis venu moi-même, — étudier de près les héritiers, hélas! peu nombreux ou découragés des grands penseurs de l'âge héroïque de l'Allemagne. En revanche, que M. X se rassure, le nombre des »admirateurs serviles« du génie français est fort restreint parmi les amis actuels de la philosophie en Allemagne. Combien hélas! parmi les professeurs d'Université m'ont demandé si j'étais de l'école de Cousin au de celle de Jouffroy! Autant demander à un Français s'il préfère Delille à La Harpe! Ignore-t-on donc à ce point en Allemagne que la pâle philosophie française des cinquantes premières années de ce siècle a été éclipsée, débordée, reléguée dans l'oubli par une jeune école de criticistes, de positivistes, d'empiristes — et même de métaphysiciens? que cette école est pleine de sève

et a produit des travaux d'un caractère très scientifique et très original? Quelle est celle des quatre ou cinq revues philosophique allemandes qui a étudié avec quelque détail ou parfois même simplement cité les travaux de MM. Renouvier, Lachelier, Fouillée, Boutroux? Je ne sache pas même que personne ait traduit ni étudié Maine de Biran, le seul qui soit resté moderne des philosophes du début de ce siècle. D'Auguste Comte, il n'existe en Allemagne qu'une traduction abrégée, et la seule étude complète qui ait paru sur ce philosophe ne date guère que de deux ou trois ans, et elle est d'un jésuite!

Pardonnez-moi, Monsieur, je m'égaré et transforme ce plaidoyer en réquisitoire. J'en reviens à M. X qui, d'ailleurs, semble bien n'avoir songé qu'aux productions proprement littéraires de sa patrie. S'il en est ainsi, permettez-moi de vous faire observer qu'il est singulièrement injuste d'accuser la France d'irrémissible vanité sous prétexte qu'elle ne connaît guère MM. Ebers et Lindau (qui d'ailleurs ont été en partie traduits), et d'omettre tout ce que la France a emprunté de très bonne grâce à l'Allemagne en philosophie, en philologie et en sciences. Et franchement, si la France ne peut se passer des travaux glorieux de Mommsen et de Helmholtz, a-t-elle beaucoup à prendre dans la littérature allemande contemporaine qu'elle ne trouve déjà chez elle? Vous lisez Zola et Bourget, vous applaudissez, au théâtre, Dumas et Pailleron: que nous offrez-vous en échange parmi les œuvres des contemporains? Mais, en ce point encore, les affirmations de M. X sont étrangement exagérées. Lisez les programmes de nos lycées: il n'y manque pas un seul de vos chefs-d'œuvre classiques; vous y trouverez même le Liechtenstein de Hauff et Soll und Haben de M. Freytag. Si au contraire je jette les yeux sur le programme d'été du gymnase royal de Leipzig, je ne vois, parmi nos classiques, qu'une tragédie de Racine, une comédie de Molière et des extraits de St. Simon. C'est maigre. Non seulement nos élèves lisent vos classiques, mais nos littérateurs n'ont pas cessé de les étudier. Pour ne prendre que le très récents exemples, les thèses de Bonnet-Maury sur Bürger, de Chuquet sur Kleist, de Lichtenberger sur les poésies lyriques de Goethe, passent, même en Allemagne, pour les meilleurs travaux qui existent sur ces sujets. Une autre thèse fort brillante nous faisait connaître naguère l'Esthétique de Schiller. Il n'est même pas jusqu'à votre plus prochaine littérature sur laquelle nous n'ayons quelques idées assez précises: je vous renvoie à l'article »Allemagne« de la »Grande Encyclopédie« et aux articles de cette même Encyclopédie relatifs à vos contemporains. J'ai moi-même l'honneur de collaborer à ce vaste recueil et je puis vous affirmer que rien n'a été négligé pour donner aux moindres notices un caractère d'actualité. Enfin la Revue des Revues, pensant avec raison qu'un Allemand seul pouvait parler en pleine connaissance de cause de la littérature de son pays et de son temps, a demandé à M. Conrad un article qui a fait connaître à la France jusqu'à vos réalistes et à vos décadents. L'article a reparu en allemand, quelques semaines plus tard, dans le dernier numéro de le »Gesellschaft« où vous pourrez le lire. A citer encore la Revue indépendante qui a publié d'excellentes traductions de poètes modernes, entre autres de Hamerling et de Lenau, dont les œuvres complètes ont d'ailleurs été traduites et publiées à part. Je vous signale encore la Revue de l'enseignement des langues vivantes qui ne cesse de tenir le personnel enseignant au courant du mouvement littéraire et pédagogique des années les plus récentes. J'oublie de rappeler le succès très honorable des Weber de M. Hauptmann, succès remporté devant un public d'élite, et suivi des appréciations flatteuses de la presse.

M. X se vante, — ou plutôt semble se plaindre, — de l'admiration de ses compatriotes pour les œuvres de nos écrivains. Il est étrange vraiment, qu'un littérateur se félicite si peu du libéralisme d'esprit et de la curiosité de lecteurs

de son pays. Mais, ici encore, je tiens à rassurer l'honorable critique des Grenzboten. La littérature française est moins connue qu'il ne le croit en Allemagne; elle l'est du moins très irrégulièrement. Un de mes amis qui eut l'honneur de s'entretenir avec M. Mommsen s'aperçut, non sans étonnement, que l'illustre savant, si bien au courant de toute notre histoire littéraire, ne connaissait pas même de nom notre grand et cher Alfred de Vigny (pourquoi ne pas citer ce trait qui n'enlèvera rien à la gloire de cet historien de génie?). Parmi les contemporains, le goût allemand ne va pas toujours aux meilleurs ni aux plus profonds. J'ai vu presque partout préférer George Ohnet à Paul Bourget, François Coppée à Leconte de l'Isle. J'eus l'occasion de faire à Berlin une conférence sur Sully-Prudhomme devant un public de professeurs de français dont les trois-quarts ignoraient jusqu'au nom du poète; je ne connais d'ailleurs sur cet écrivain de premier ordre que l'excellente notice publiée dans les Grenzboten par M. Groth. Et ainsi du reste.

Dirai-je un mot de la musique? On serait mal venu, je pense, au lendemain du triomphe éclatant de la Walküre à Paris, de parler encore du mauvais vouloir du public français. Et remarquez que ce succès a suivi de trois ans celui de Lohengrin, et que depuis plus longtemps encore on applaudissait Wagner au théâtre en Province et dans la concerts symphoniques à Paris. Au reste, Wagner ne pouvait s'imposer que du jour où l'oreille française se serait dégagée de la tradition classique et préparée, par l'audition d'œuvres plus modernes et de fragments isolés, à l'intelligence de cette musique si profonde et si complexe. En revanche, l'Allemagne boude encore nos musiciens. Berlioz a fait son apparition bien après sa mort, et les Troyens, si je ne me trompe, ont été donnés pour la première fois cette année. Je ne sache pas non plus qu'en dehors de l'Autriche, aucune scène allemande se soit ouverte aux opéras de Reyer, de Saint-Saëns, de Massenet, de Lalo, de Godard, à tant d'œuvres puissantes, acclamées à Vienne et à Bruxelles, mais qui ont le tort de n'avoir pas encore vingt-trois ans d'âge.

Encore une fois, Monsieur, je me laisse entraîner bien loin et je vous en demande pardon. Je voulais ne rédiger qu'une simple note, et c'est presque un article que je vous soumetts. Que ressort-il des pages qui précède? Que, contrairement à l'assertion de M. X, la France rend plus de justice aux Allemands que l'Allemagne aux Français? En aucune manière. Il reste au contraire évident que des deux côtés on a mis et met encore beaucoup de mauvaise grâce à se rendre réciproquement justice. Mais il serait vraiment d'une choquante injustice de faire retomber ce grief sur la France seule. Convenons aussi que les déclamations vagues, les potins ou les calomnies ramassées n'importe où et redites à la légère ne sont pas faites pour faire cesser les malentendus et calmer la mauvaise humeur. Si, comme il le laisse entendre, M. X est de ceux qui regrettent qu'un mur de haine sépare deux peuples qui devraient s'unir l'un à l'autre pour se compléter réciproquement, le meilleur moyen pour mettre un terme à cet état de choses n'est certes pas de le déclarer irrémédiable, d'en entretenir les esprits, ni surtout d'en exagérer la gravité; de tels propos ne peuvent qu'aigrir et décourager les esprits conciliateurs.

Un dernier mot pour conclure: que l'Allemagne produise des poètes, des romanciers, des auteurs dramatiques qui soient, dans leur art, des créateurs de génie comme Wagner en musique; qu'il apparaisse encore des Goethe, des Schiller ou simplement des Jean Paul et des Heine: je vous jure que, tôt ou tard, ils s'imposeront au public français; et, s'il est nécessaire que quelqu'un travaille à leur succès, je serai des premiers à les y aider.

Th. Ruysen

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig